

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 15 (1939-1940)
Heft: 3

Artikel: Die Auswanderer
Autor: Fux, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066464>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Auswanderer

Von Adolf Fux

Illustration von H. Tomamichel

Der nachstehende Beitrag ist dem soeben im «Schweizer-Spiegel-Verlag» erschienenen Roman von Adolf Fux «Das neue Geschlecht» entnommen. Der Walliser Dichter, der als Bauer und Förster seine Heimat wie kein Zweiter kennt, schildert darin das Schicksal eines in das Dorf Zurückgekehrten, Jost Owlig, dessen Familie vor vielen Jahren durch ein Unrecht vom Heimatboden vertrieben wurde.

Wenn der Föhn um St. Gallus herum unzeitgemäß huldsam die schon stark entblößte Erde streichelt und sie in ihrer

bereits herbstlichen Ergebenheit in dreistem Unterfangen zu beunruhigen versucht, sind die Nächte hellhörig und voller Schatten. Bei Isaline möchte überdies eine jener Anwandlungen, die auf dunklen Flügeln unbekannten Zielen zu zustreben gewillt sind, dazu beitragen, dass weder eine Handarbeit noch ein Buch sie zu beschäftigen, geschweige denn zu beglücken vermochten. So sass sie denn im alten Lehnstuhl und horchte auf die scheinbar auf ihren Pulsschlag abgestimmten Schritte aus dem Türmchenzimmer, das von ihrer Wohnung durch den grossen Estrich und drei Türen

getrennt ist. Es sollte folglich kein Geräusch von dort bis zu ihr dringen. Wirklich hat sie sonst nie etwas vernommen.

Der Mann da oben hat etwas auszutragen. Vielleicht ist er sogar krank. Fast sah er so aus, als er heute von Forlbach gekommen ist. Isaline weiss auch um Stunden, in denen sie für jeden Beistand dankbar gewesen wäre. Darum legt sie ein Tuch um ihre Schultern, tastet sich die dunkle Stiege hinauf und klopft bei Jost an. Das beunruhigt ihn, weil er den klopfenden Finger auch schon an seinem Herzen fühlt. Das erträgt er nicht, nachdem er sich als Mann ausgegeben hat, dessen Verhältnisse geordnet sind, wie die irgend eines bürgerlichen Spiessers, der weder mit sich selbst etwas auszufechten hat, noch für die Verdauung und die Zeitungslektüre störende unerwartete Einmischungen befürchten muss. Aber Isaline macht er nichts vor. Verlegen fährt er sich mit den Fingern durch die Haare, die sein bleiches Gesicht dunkel umrahmen.

Nein, körperlich ist er gesund. Er braucht keinen Tee, keine Salbe, keinen Wickel. Er dankt. Isaline lässt sich nicht so kurz abfertigen. Ganz ruhig kann sie sich die drei Bildchen an der Wand ansehen. Sie kann auch mit ihrem niedlichen Zeigefinger den Formen einer auf dem Tische liegenden gehämmerten Schale nachfahren. Sie atmet nur etwas schwerer. Es atmet sich überhaupt schwer in föhnigen Nächten, sei es Frühling, sei es Herbst. Man hat das Empfinden der Belastung und Beengung, und sie legt das Umschlagtuch auf den Stuhl mit den geschweiften Beinen. Schliesslich sitzt Isaline selbst im Stuhl und sagt:

« Hier bin ich und möchte wissen, was denn so schwer drückt? »

Da muss Jost sich preisgeben:

« Ich war beim Zentriegen und dann im Vaterhaus. »

« Ihr habt in Forlbach ein Vaterhaus? »

« Ich hatte es. Heute nennt man es das Bozenhaus. Kinder haben mir das gesagt. Sie sagten mir auch, dass darin die Ratten pfeifen und zwischen den morschen Bodenbrettern Schlangen liegen. Mein Vaterhaus ist ein verrufenes Haus geworden. Und doch war einmal darin mehr Sonnenschein als in jedem andern Haus in Forlbach. Mein Vater und meine Mutter waren irdisch einfache Menschen, in gedeihlicher Treue sich, den Kindern, der Scholle und dem Viehstand verbunden; im ungebrochenen gegenseitigen Vertrauen lag ihre Kraft und ihre Zuversicht, im Naturgewollten der Sinn zur Festlichkeit. Was über ihren Verstand ging, schrieben sie Gottes guter oder böser Laune zu. Und sie hüteten sich davor, ihn zu erzürnen. Aber sie ertrugen auch kein Unrecht und standen darum mit den Zentriegen nie auf gutem Fusse. Die Leute hatten Vertrauen zu meinen Eltern und liessen sich besonders vom Vater über manche Dinge beraten. Der Owligname hatte den bessern Klang als jener der Zentriegen. Das rief dem Unglück.

Seit Menschengedenken haben die Fenster unseres kleinen Hauses unbehindert über den Dorfplatz gesehen. Da fiel es dem Zentriegen ein, das Haus und damit unsere Familie in den Schatten zu stellen. Auf Betreiben der zu Zentriegen im Abhängigkeitsverhältnis stehenden Mehrheit der Gemeinderäte wurde beschlossen, das neue Schulhaus vor unser Haus zu stellen. Mein Vater versuchte, das zu verhindern, unternahm Schritte bei der Behörde und bot ihnen einen nicht minder guten Platz an. Aber man lachte hinter ihm her, weil es auf sein Verderben abgesehen war. Die Arbeiten begannen. Mit jedem neu aufgesetzten Mauerring drang weniger Licht in unsere Stube. Die Mauern wuchsen vor unserer Nase empor, hoch über unsren Dachgiebel hinaus. Kein Sonnenstrahl drang mehr herein, und die Wände wurden klebrig und feucht. Da wussten wir, dass die Gemeinde uns ums Tageslicht gebracht, uns Luft und Sonne abgeschnit-

ten und die Freude am Heim geraubt hatte. Wie in einem Gefängnis fühlten wir uns; denn nach hinten war das Haus an den Hügel gebaut. Nichts geschah, um uns ein anderes Heim zu geben. Mehr und mehr beelendete es den Vater, zusehen zu müssen, wie wir auch am Tage oft beim Lampenlicht sitzen mussten, wenn wir uns in der Stube aufhalten wollten. Im Winter wurde das erst recht unerträglich. Da ging der Vater zu einem Advokaten in die Hauptstadt und strengte einen Prozess an gegen die Gemeinde. Er selbst ertrug es nicht mehr im Hause. Bald schlieff er im Rebhäuschen oder im Kornspeicher oder bei unserm Onkel Josang in Richelsbiel. Immer ungeduldiger warteten wir auf den Ausgang des Prozesses.

Der wurde mit jedem Tag schwerfälliger und langsamer. Verschiedene Leute, besonders wir begannen unter der Last zu keuchen. Viele Zeugen wurden aufgeboten, viele Vorschüsse verlangt und schrecklich viele Worte gemacht und geschrieben, Worte, die mit Gold aufgewogen sein wollten. Das Gemüt des Vaters verdüsterte sich zusehends. Dem Prozess hingegen ging es gut. Je schwerer das Urteil reifen wollte, um so besser ging es ihm. Schliesslich haben doch wir ihn verloren, trotz aller Versicherungen unseres Advokaten, dass es um unsere Sache gut stehe, gut stehen müsse, weil wir im Recht seien, vollkommen im Recht, im Recht wie das Recht selbst. Wir verloren ihn, und keine der meineidigen Hände unserer Gegner wurde schwarz oder dorrte ab. Wir verloren den Prozess und opferten ihm den Pontiacker, die Wiese in den Gillen, den Hogleifenwald. Das war ein erschütternder Schlag und genug, um die Kluft zwischen uns und der Gemeinde noch breiter werden zu lassen. Der Vater musste ausspucken, wenn er durch Forlbach ging. Und weil Herr Zentriegen einmal pfeifend an ihm vorbeigehen wollte, konnte der Vater nicht mehr an sich halten und schlug ihn nieder. Das führte wieder zu einem Prozess

und zu neuen Verkäufen. Als wären sie alle behext, hielt im ganzen Dorfe keiner mehr zum Vater. Sie nannten ihn sogar den « Gottlosen ». Aber war es seine Schuld, dass er nicht mehr unter die Menschen gehen konnte und folglich auch die Kirche meiden musste?

Da beschlossen wir auszuwandern, um ein neues Leben zu beginnen. Wollten wir anfänglich das Tal hinunterziehen, änderte der Vater auf dem Wege den Plan, und wir wanderten über das Gebirge. An der Spitze ging der Vater, dann die Mutter; die zwei Schwestern folgten und dann wir vier Brüder. Ich als Jüngster, welcher gerade den letzten Schulwinter hinter sich hatte, bildete den Abschluss. So stiegen wir den schmalen Pfad empor. Ich merkte mir alle Einzelheiten, stellte oder legte hin und wieder einen Stein nach meiner Art an den Wegrand, zählte die Kehren, um den Heimweg nicht zu verfehlten. Wir schwiegen alle vor lauter Beklemmung. Das war eine lange Wanderschaft. Nach-



A. Soldenhoff

Bleistiftzeichnung

dem wir in einer Voralphütte genächtigt hatten, brachen wir frühzeitig auf und erreichten vor Sonnenaufgang die Passhöhe, wo wir uns zu einem Imbiss hinsetzten.

Wir kauten und beobachteten einander und übersahen das Morgenrot. Der Vater brach auf. Wir folgten. Nach einer halben Stunde blieb er stehen und sagte:

« Ich kann nicht weiter. Ich muss zurück. Geht! »

« Du willst zurück nach Forlbach? » fragte die Mutter zürnend. « Wovon willst du dort leben? »

Der Vater weinte schier: « Ich werde mich schon durchbringen. Ich kann ja beim Josang wohnen. Einmal in der Woche gehe ich über die italienische Grenze.

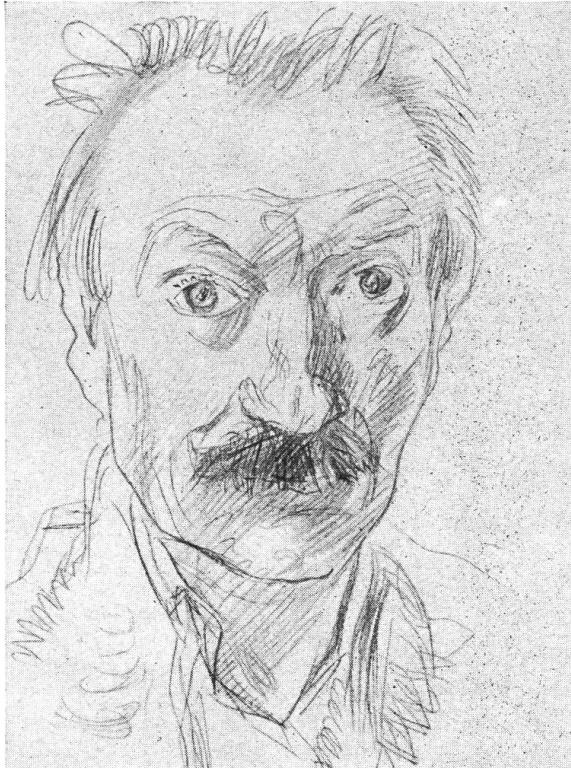
« Schmuggeln willst du? » schrie die Mutter.

« Ja, das will ich. Ich will schmuggeln und daheim sein. Lieber das, als in der Fremde knechten. Ich bin zu alt, um mich daran zu gewöhnen. Ihr könnt es noch. Ich will schmuggeln, ja. Da komme ich mit den Forlbachern nicht zusammen, beteilige mich nicht am Gemeindewerk, treibe keine Kuh ins Senntum, schlafe am Tage, wenn andere um die Wege sind, und gehe nachts über die Berge. »

Dass der Vater kaum überlegte, was er sagte, war uns klar. Wer wird denn einmal wöchentlich von Forlbach bis an die italienische Grenze gehen? Dem Vater ist nichts Besseres eingefallen. Es schien ihm das leichter als die Fremde. Wir konnten kein Wort hervorbringen, hatten Mitleid mit ihm, der sich in der letzten Zeit derart geändert hatte, dass uns seine Züge schier fremd schienen.

« Ihr aber », fuhr er weiter, « ihr sollt nicht mehr an mein Unglück gebunden sein! Geht, und Gott sei mit euch! »

Weil keines daran glauben konnte, dass dieses nun wirklich ein Abschied sei für das ganze Leben, gingen wir auf



A. Sodenhoff

Bleistiftzeichnung

einen Wink der Mutter weiter. Nach einigen Schritten sagte sie:

« Kinder, wir wollen nicht umblicken, so muss uns der Vater doch folgen. Wir haben vorläufig in Forlbach nichts zu suchen. Nach Jahren dann, wenn wir in der Fremde viel Geld verdient haben, um alle Güter zurückkaufen zu können, gehen wir wieder heim. »

Aber nach einer Weile war doch sie es, die sich umblickte und uns, die wir mit heftigem Herzpochen auf diesen Augenblick gewartet hatten, ebenfalls zum Umblicken veranlasste. In einiger Entfernung stand der Vater und sah zu uns her, um sich dann wie ein Ertappter abzuwenden und davon zu eilen. In ihrer ganzen, hager gewordenen Grösse stand die Mutter vor uns, zeichnete jedem ein Kreuz auf die Stirn und sagte:

« Kinder, ich kann den Vater nicht allein lassen. Er könnte sich ein Leid antun. Haltet stets Gott vor Augen und geht, geht in Gottes Namen! »

Wir weinten und wollten mit der Mutter umkehren. Sie flehte jedoch :

« Nein, Kinder, ihr müsst in die Fremde gehen und Geld verdienen, damit wir alles, was wir verloren haben, wieder erwerben können; geht aus Liebe zur Heimat in die Fremde. Die Jahre werden alles ausheilen. In Forlbach müsstet ihr jetzt vergrämen. Das wäre schade um euch, denn ihr seid unsere Kinder. Geht und tuet alles, damit ihr schon nach wenigen Jahren wieder die Owliggüter besitzet! »

Und wir gingen und versprachen der Mutter, nicht umzublicken. Aber es lagen noch keine hundert Schritte hinter uns, als wir doch alle miteinander die weite Passebene zurücksahen. Die Mutter hatte den Vater bereits eingeholt. Mit beiden Händen wehrte er ab. Wir Kinder fassten uns an den Händen, bissen auf die Zähne, beteten das Vaterunser und weinten doch. Aber standhaft blieben wir. Auch als wir sahen, wie Vater und Mutter nach einer längeren Auseinandersetzung gebeugt von dannen gingen, fielen wir nicht um. Wir drehten uns der Fremde zu. Sie sollte unsere Helferin werden. Wie Eroberer zogen wir weiter, kamen in Dörfer und boten uns an. Nicht alle sechs gleich auf einmal, aber einzeln fanden wir doch Brot und Verdienst. Eine Schwester blieb hier zurück, ein Bruder dort. Schliesslich ging ich allein zu einem Dorfe hinaus, in welchem mein letzter Bruder zurückgeblieben war. Unablässig wiederholte ich das ihm und den andern Geschwistern gegebene Versprechen, keinen Tag die Heimkehr hinauszögern, sobald ich den mir zufallenden Betrag zusammengebracht hätte. Es war der kleinste Betrag, weil ich doch der Jüngste war. In Forlbach wollten wir uns wieder treffen und mit den sechs Geldsummen die letzte Spanne Boden zurückkaufen und auch noch mehr. Mit wenigen Jahren rechneten wir. Aber diese wenigen Jahre gingen um, ohne dass ich den mir zufallenden Geldbetrag besass. Da gab ich das Knechten auf. Ich musste etwas an-

deres unternehmen, wenn nötig, einen lebensgefährlichen Beruf ergreifen. Ich ging in eine Stadt und kam darin so herunter, dass ich mich nur mehr auf der Landstrasse sehen lassen durfte. Immer wanderte ich nun den Landstrassen entlang. Wie ein Vertriebener sah ich aus. Ich trug mein Schicksal mit mir herum wie eine Schnecke ihr Haus. Je weiter ich kam, um so mehr entfernte ich mich auch innerlich von der Heimat. Nur die Hoffnung gab ich nie auf. Vorübergehend wanderte ich wohl auch zu zweit, hatte einen Wegkameraden. Aber der eine verunglückte im Schlaf, der andere wanderte ins Gefängnis, einer wurde von meiner Seite weggeschossen. Sie waren alle jung. Keiner hatte etwas verbrochen. Es war auch nicht unsere Schuld, dass wir Landstreicher waren. Jeder hat eine Mutter gehabt. Keiner war ein Dieb oder ein Mörder. Das hätte ich doch wissen müssen. Wenn man so viel Elend teilt, sieht man sich tiefer in die Augen als sonst, kennt man sich durch und durch. Und dennoch Gefängnis und Tod für diesen und jenen. Es blieb mir nicht einmal mehr ein Leidensgenosse, niemand, der zu mir gehörte, und täglich musste ich es neu erleben, dass die Welt für unsreins ewig verschlossen bleibt und wir nicht nur an schönen Gärten und gedeckten Tischen vorübergehen müssen, sondern auch keinen Anteil haben an Kunst und Wissenschaft. Die abseitige Strasse aber geht weiter, führt uns von Enttäuschung zu Enttäuschung. Die Strasse gehört uns. Sie allein. »

Jost hält inne. Er schliesst die Augen und horcht in sich hinein. Verwirrt streicht Isaline die Stirnlocken zurück. Ein ganzes Fragenknäuel dreht sich in ihrem Kopfe. Das Herz möchte auch noch mitsprechen. Über ihre Augen legen sich die Schatten des Mitleids. Aber die richtigen Worte fallen ihr nicht ein. Vielleicht lässt sich das nur mit einem Händedruck sagen?